

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1865) Unterhaltungsblatt

12 (12.2.1865)

Unterhaltungsblatt des Schwarzwälder Boten.

N^o 12.

Oberndorf, Sonntag den 12. Februar

1865.

Der Gespensterspiegel.

„Rein,“ sagte meine Großmutter, „es ist besser, euch diese Geschichte nicht zu erzählen. Alte Leute müssen ihre trübseligen Erinnerungen für sich behalten; höchstens können sie dieselben nur in einer traulichen Stunde, wenn die Jugend sich anderswo vergnügt, ihren Altersgenossen mittheilen. So hoffnungsvoll ihr auch in das Leben hineinschaut, Kummer und Sorgen werden sich schon früh genug einstellen.“

Diese Worte stachelten unsere Neugierde nur noch mehr an und wir ließen in unsern Bitten nicht nach. „Wohlan denn,“ sprach sie, „so will ich euch für das Mal in euren Erwartungen nicht täuschen, obgleich — dies ist eine andere Erfahrung aus meinem Leben — die Erfüllung unserer theuersten Wünsche nicht selten eine bittere Täuschung mit sich bringt. Also die Fenstervorhänge herab, die Lichter angezündet und die Stühle um den Ofen gestellt.“

Nachdem diese Vorbereitungen in aller Eile getroffen waren, richteten wir die Augen, in Erwartung der zu hörenden Dinge, auf die der Großmutter; eine Frau von noch immer stattlichen Formen und einnehmendem Gesichte, von welchem die Spuren einer nicht gewöhnlichen Schönheit noch nicht ganz verschwunden waren. Sie begann hierauf:

Schon liegen mehr denn fünfzig Jahre zwischen jetzt und der Zeit, wo diese traurige Geschichte sich zutrug, und dennoch ist sie meinem Gedächtnisse noch ganz frisch und neu; mit solch unauslöschlichen Zügen hat sie sich demselben eingepägt. Ich war ein junges, kaum siebenzehnjähriges Mädchen, als ich von den Eltern einer meiner Schulfreundinnen, Julie von Tiefenthal, eine Einladung nach Schloß Tiefenthal erhielt. Julie war die Verlobte des Freiherrn Adolph von Burghorst, eines lebenswürdigen, in dortiger Gegend begüterten jungen Mannes, und mit Julia's Bruder, Philipp von Tiefenthal, schon von Kindheit auf eng befreundet. Beide hatten dasselbe Gymnasium besucht, dieselbe Universität bezogen, und da Adolph von Burghorst die Ferienzeit oft in Tiefenthal zubrachte, so hatte sich das damalige Brautpaar bei diesen Veranlassungen schätzen und lieben gelernt. Jetzt stand dessen Hochzeit nahe bevor, und Julie hatte dringend gewünscht, daß ich, als eine der von ihr ausersehenen Kranzjungfern, ihr bei der Anfertigung ihrer Ausstattung hilfreiche Hand leisten möchte. Dieser Einladung kam ich um so bereitwilliger nach, als ich, eine Waise, mit meiner Tante, einer ziemlich alten Jungfer, das düstere und unfreundliche Schloß Hochbach bewohnte, und mich schon längst nach einem Wechsel der Scene, sowie nach einer meiner stets heiteren Stimmung mehr zusagenden Gesellschaft gesehnt hatte. Aber ungleich mehr noch freute ich mich auf das Wiedersehen der Jugendfreundin, der ich, obgleich um einige Jahre jünger als sie, in aufrichtiger Liebe und Freundschaft zugethan war. Und in der That war sie, von ihrer Schönheit ganz abgesehen, ein liebes, gutes Mädchen. Bei dem vollkommensten Ebenmaße der fein gerundeten und dabei vollen Glieder, war sie hoch und schlank von Wuchs. Dann große, schwarze, strahlende Augen, üppig und lang gewachsenes Haar von dem glänzendsten Schwarz, eine frische Gesichtsfarbe und einen Mund, dessen Lächeln ebenso gewinnend als entzückend war. Kein Wunder daher, wenn ich die um etwas ältere Freundin im höchsten Grade verehrte und liebte. Jedes Vergnügen und jede Zerstreuung betrachtete ich als nur halb genossen, sofern Julie nicht daran Theil genommen; ja ihre Gesellschaft ging mir über Alles. Ihre geistige Ueberlegenheit machte sich in Allem, was sie that und sprach, bemerklich, und dazu ihre ausdrucksvolle Sprache, ihre harmlosen Scherze, ihr fröhliches Gelächter, diese glückliche Mischung von Heiterkeit und Ernsthaftigkeit; in der That,

der Umgang mit einem so reich begabten Wesen hatte für Alle, die sie kannten, etwas ungemein Anziehendes.

Den Ausichten auf dieses genüßreiche Zusammenleben kamen noch die auf eine Menge von Vergnügungen, so die Hochzeitsfeierlichkeiten mit sich brachten, hinzu: und war mein Aufenthalt in Tiefenthal, ehe ich zu meiner eintönigen und langweiligen Lebensart zu Haus wieder zurückkehrte, auf mindestens vier Wochen berechnet. Wie schon gesagt, rechnete Julie auf meine Mithilfe bei Anfertigung ihrer Ausstattung sehr; da sie behauptete, daß ich von allen Landmädchen den feinsten und ausgebildetsten Geschmack besäße, und sie bei der Auswahl so mancher Sachen meines Rathes nicht entbehren könne. Mit leichtem und fröhlichem Herzen bestieg ich den mich nach Schloß Tiefenthal führenden Wagen; aber nur, um dereinst mit Trauer im Herzen zurückzukehren.

Obgleich im Laufe des letzten Jahrhunderts ein großer Theil des alten Schlosses verschönert und nach dem heutigen Geschmacke und den Bedürfnissen eingerichtet wurde, so hat es demungeachtet von seiner ursprünglichen Bauart noch Vieles beibehalten. Die Geschichte sagt, daß das Hauptgebäude kurz nach der Reformation von den Trümmern eines in der Nachbarschaft belegenen Nonnenklosters, von dessen Abtissin in meiner Erzählung mehrfach die Rede seyn wird, erbaut ist. Natürlich, daß zu meiner Zeit das Schloß von seiner Alterthümlichkeit noch viel weniger als jetzt verloren hatte; indeß befand sich dasselbe in einem ganz vorzüglich häuslichen Stande, und herrschte in dem Innern desselben eine solche Ordnung, daß man nirgends die geringste Spur von Verfall oder Gebrechlichkeit erblickte; nur daß, wenn man sich darin befand, man sich in ein früheres Zeitalter zurückversetzt fühlte, wozu die Möblirung und Ausschmückung der Gemächer nicht wenig beitrug.

Am zweiten Tage meiner Anwesenheit in Tiefenthal ward mir der Bräutigam vorgestellt; ein großer und hübscher junger Mann von blühender Gesichtsfarbe, mit dem schönsten braungefärbten Haar, das ich je gesehen, voll Herzlichkeit und Ungezwungenheit im Umgange, und von angenehmer, geistreicher Unterhaltung: Eigenschaften, die, verbunden mit jenen Juliens, zu den schönsten Hoffnungen auf ein glückliches eheliches Leben des lebenswürdigen Brautpaares berechtigten.

Die Güter der Familien Tiefenthal und Burghorst grenzten dicht an einander, und daß Philipp von Tiefenthal, Juliens Bruder, mit Baron Adolph eng befreundet war, habe ich bereits erwähnt.

„Großmutter,“ fragte ich, „war dieser Philipp von Tiefenthal unser Großvater?“

„Wozu diese Frage?“

„Weil ich gern wissen möchte, ob er schon damals mit dir verlobt oder in dich verliebt war.“

„Naseweises Ding, was geht dich das an, um welche Zeit dein Großvater sich in mich verliebt hat, oder ob ich ihn überhaupt wieder geliebt habe? Jedoch glaube ich, daß ich ihn zu jener Zeit zu schätzen und zu lieben gelernt habe.“

Doch um auf meine Erzählung wieder zurückzukommen. Schon nach wenigen Tagen wurde mit den Arbeiten begonnen. Man hatte einige geschickte Schneiderinnen aus dem nächsten Städtchen kommen lassen; außerdem halfen noch zwei Freundinnen, die wie ich zu den Kranzjungfern bestimmt waren, und die Kammer- und Hausmädchen mit. Das Brautkleid aber und noch einige andere dazu gehörigen Dinge wurden in der Residenz angefertigt, und hatte Juliens Vater, dessen Geschäfte seine dortige Anwesenheit oft erheischten, versprochen, Alles zur gehörigen Zeit mitzubringen. Das Zimmer, in welchem wir arbeiteten — wir befanden uns

in der Mitte eines heißen Sommers — war eine Art Galerie, deren getäfelten Wände mit allerlei alten Familienstücken, als Gemälden, gewirkten Tapeten, Waffen und sonstigen Raritäten geziert waren. Unter den Letztern befanden sich verschiedene Stücke, die, wie die Sage ging, aus dem eingegangenen Nonnenkloster herrührten; insbesondere ein ziemlich großer Spiegel von einer wunderbar feinen Politur; doch bestand derselbe nicht aus Glas mit untergelegtem Quecksilber, sondern aus irgend einem Metalle. Die davor gehaltenen Gegenstände, namentlich farbige, gab er nur schwach oder abgebläht wieder. Auch die Gesichter sahen darin erschrecklich bleich, fast gespenstisch aus. Philipp, dem ich meine Verwunderung darüber zu erkennen gegeben, schien sich gar nicht geru darüber näher äußern zu wollen. Indes ließ ich doch nicht nach, denn meine, durch seine Zurückhaltung nur noch verdoppelte Neugierde wollte ich jedenfalls befriedigt wissen. Endlich theilte er nur mit, daß der Spiegel aus der Klosterkirche herrühre, wo er seinen Plaz hinter dem Hauptaltare gehabt habe. Von den Eigenschaften, die er besessen oder noch besitze, erzähle man sich eine Menge von fabelhaften und auf Aberglauben begründeten Geschichten. Wäre dieses Möbel, fuhr er fort, nicht schon seit Jahrhunderten in dem Besiz unserer Familie, so würde ich es gern vernichtet oder wenigstens an einen andern Ort gebracht sehen; allein alle Fremde, so nach Tiefenthal kommen, erkundigen sich sofort nach dem „Gespenster Spiegel“, und behauptet mein Vater, daß das alte Schloß unstreitig einen großen Theil seiner Anziehungskraft verlieren würde, wenn man den Neugierigen das Vergnügen versagte, in dem Spiegel das Gesicht der Aebtissin, welches zuweilen darin erscheinen soll, zu erblicken.

Wehr war aus Philipp nicht herauszubringen, ungeachtet ich ihm Tage lang keine Ruhe ließ, mir von dieser Erscheinung etwas Näheres mitzutheilen. Er schien ein ganz besonderes Vergnügen daran zu finden, meine Neugierde stets rege und dabei unzufriedigt zu halten. Jedoch eines Tages, wo die jungen Herren uns in der Gallerie Gesellschaft leisteten und er sich in einer mittheilenden Laune befand, vielleicht auch, daß er eine Gelegenheit suchte, um sich in meiner Gunst etwas fester zu sezen, gab er dem allgemein geäußerten Wunsche, die Geschichte des Gespenster Spiegels ausführlich zu erzählen, nach. Ob er dieselbe durch eigene Thaten verschönert oder ausgemalt hat, weiß ich nicht; indess war sie, so wie er sie vortrug, für mich nicht ohne Reiz, da sie den Zuhörer in längst vergangene Zeiten zurückversetzte.

Besagter Spiegel war von einem der Aelterväter der Familie aus dem gelobten Lande, wohin derselbe als Kreuzfahrer gezogen, mitgebracht, und soll aus den Säbelklingen der von ihm auf dem Schlachtfelde erschlagenen Sarazenen gehämmert worden seyn. Nach der Rückkehr des tapfern Ritters in seine heimatliche Burg hatte er von dem Spiegel keinen bessern Gebrauch zu machen gewußt, als ihn der Schutzheiligen der Klosterkirche als eine fromme Gabe darzubringen. Die dadurch sehr erfreuten Nonnen hatten dem Spiegel — in jenen Zeiten eine große Merkwürdigkeit, abgesehen von den Bestandtheilen, aus welchen er angefertigt — einen Plaz hinter dem Hochaltare angewiesen; theils um den daselbst aufbewahrten übrigen kostbaren Geschenken hinzugesellt zu werden, theils aber, und mag dieses der Hauptzweck gewesen seyn, weil er die Würdenträgerinnen des Klosters befähigte, mittelst desselben von da ab unbemerkt sowohl die Andachtsübungen der Nonnen, als die der übrigen Versammlung zu beobachten. Die letzte Aebtissin jedoch, welche eben so viel Schönheit als Eitelkeit besessen, soll aber von dem Spiegel einen äußerst sündhaften Gebrauch gemacht haben.

Die Sage geht, daß die Aebtissin mittelst dieses Spiegels, in dessen Widerschein sie den Ritter von Tiefenthal zuerst erblickt hatte, demselben, während die Nonnen in andächtigem Gebet versunken gewesen, ihre Liebe zu erkennen gegeben, und die seinige für sich erweckt habe. Auch soll sie, anstatt mit der Verehrung der heiligen Reliquien, von denen das Kloster einen bedeutenden Schatz besessen, sich zu beschäftigen, großes Gefallen daran gefunden haben, ihre eigenen verführerischen Reize in dem Spiegel zu beschauen, und dadurch ihrer Eitelkeit stets neue Nahrung gegeben haben. Späterhin, nachdem sie Frau von Tiefenthal geworden, soll sie sogar den Spiegel auch zur Verführung Anderer benützt haben, und der hintergangene Gatte, von ihrer Treulosig-

keit in Kenntniß gesetzt, sie vor demselben in einem Anfälle von Wuth und Eiferjucht mit eigener Hand erschlagen haben. Seit dieser Zeit nun zeigt, wie die Sage geht, der Spiegel bei gewissen Gelegenheiten ihr Bild, und soll dasselbe von verschiedenen Personen, welchen jeder Aberglaube fern liegt, auch wirklich gesehen worden seyn. Jedem aber, der das Bild der Nonne geschaut, hat es stets großes Unglück gebracht; einem Gliede der Familie Tiefenthal jedoch ist es ein untrügliches Zeichen seines nahe bevorstehenden Todes gewesen.

Die Nachkommen unserer Familie — so schloß Philipp seine Erzählung mit einem listigen Gesicht — haben es in der Regel vermieden, in diesen Spiegel zu blicken, obgleich sie alle, welches Geschlechts sie auch seyn mögen, die Eitelkeit ihrer Ururur祖母ter Mutter mehr oder weniger als Erbtheil besessen haben oder besitzen.

Philipp hatte diese Geschichte scheinbar ganz unbefangen und mit einem gewissen Ernste vorgebracht. Mir aber war bei Anhörung derselben ganz angst und bange geworden. Die stets muntere und lebhaftere Braut, der dies nicht entgangen war, lachte recht herzlich über die Blässe meines Gesichtes und über die mir nur zu deutlich anzusehende Furcht vor diesem eben so wunderbaren als abscheulichen Spiegel, und erklärte das Ganze für eine auf Aberglauben fußende Sage, welche zur Ergötzlichkeit der Leichtgläubigen und Furchtsamen erdacht sei. Um mir den Beweis zu liefern, daß der vermeintliche Gespenster Spiegel Niemand Schaden bringen könne, wolle sie, obgleich sie eine Tiefenthal sei, nicht anstehen, auf der Stelle vor derselben hinzutreten, da sie sich fest überzeugt halte, daß sie von der gefürchteten Erscheinung auch nicht das geringste zu sehen bekommen werde. Schon hatte sie sich, unter dem lauten Gelächter der ganzen Gesellschaft, von ihrem Sizze erhoben, als ihr Bräutigam sich ihrem Vorhaben alles Ernstes widersezte, indem er, obwohl er den Schein des Scherzes dabei zu bewahren suchte, mit einer gewissen Heftigkeit zu erkennen gab, wie er es nicht zugeben könne, daß seine Ausichten auf eine glückliche Zukunft, des Bildes eines alten Weibes wegen, gefährdet würden. Man brauche ja nur eines von den an der Wand hängenden alten Gemälden anzublicken und man habe ganz dieselbe Erscheinung. Julie, über und über roth geworden, bestand dennoch auf ihrem Entschlusse; allein der jezt wirklich verdrißlich gewordene Bräutigam blieb fest, und Philipp erklärte kraft des ihm in Abwesenheit seines Vaters über die noch unverheirathete Schwester zustehenden Ansehens als ältester Bruder, daß ein junges Mädchen schon als Braut gut thue, wenn es dem Willen des zukünftigen Gatten nachzukommen sich bemühe.

Dieser Vorfall hatte fürs Erste keine weiteren Folgen. Meine Furcht vor dem verhängnißvollen Spiegel hatte sich in Neugierde umgewandelt, und gern hätte ich denselben etwas näher untersucht, um mich von den demselben zugeschriebenen, wenn auch unheilvollen Eigenschaften zu vergewissern. Jedoch wagte ich nur im Vorbeigehen, einen schüchternen Blick darauf zu werfen; zu etwas Weiterem aber ließ ich es nicht kommen.

Mittlerweile verbrachten wir die Zeit auf eine höchst angenehme Weise; wir Mädchen arbeiteten frisch darauf los, während die jungen Männer draußen der Jagd und der Fischerei oblagern. Auch Juliens Vater stellte sich zeitig mit dem Brautkleide und einer Menge anderer Kostbarkeiten ein, deren Beschauung uns Alle in Entzücken versetzte. Noch war das prachsvolle, seidene und mit Spitzen reich besetzte Brautkleid in der Kiste geblieben. Jezt aber wurde es von den Kranzjungfern für unumgänglich nothwendig gefunden, daß die Braut den ganzen Staat vor der Feierlichkeit anzuprobiren habe, theils um zu sehen, wie er sie leide, theils um, wenn nöthig, etwaige Abänderungen zeitig daran vornehmen zu können. Das Unglück hatte es gewollt, daß sämtliche Kisten und Kasten in die Gallerie gebracht worden waren, und da wir unsere Ungebuld zu zügeln nicht vermochten, und wir um diese Tageszeit uns vor jeder Störung und Ueberraschung sicher glaubten, — indem die sämtlichen Herren sich auf der Jagd befanden — so ward Julie überredet, die Umkleidung sofort an Ort und Stelle vorzunehmen. Gesagt, gethan. Juliens Lieblichkeit, Schönheit und Stattlichkeit erschienen in diesem Buze in dem glänzendsten Lichte. Wir Alle waren davon bezaubert, hingerissen und ihres Lobes voll. Sie aber erröthete vor Bescheidenheit und wollte von diesen Lobeserhebungen nichts wissen.

„Du hast dich noch nicht selbst beschaut!“ rief ich; „komm' mit uns in dein Zimmer, stelle dich vor einen Spiegel und du wirst sehen, daß wir nur die Wahrheit gesagt und unser Lob durchaus kein übertriebenes ist.“ (Schluß folgt.)

Goldkörner.

Was Du zum Tüchtigen willst, das mußt Du versuchen zu können;

Was Du zum Tüchtigen kannst, sammle Dich, daß Du es willst!

Die Ehe ist eine Bark, die Gatten sind die Ruderer, sie schiffen auf dem Strome des Lebens; nur vereinte Kräfte stillen den Sturm.

Die Schöpfung kennt nichts Edleres, als zwei freiwillig und unauf löslich zusammengeschlungene Hände, zwei freiwillig eins gewordene Herzen und Leben.

Wädchenehre ist ein geschliffner Stahl, ein Hauch — und er erblindet.

Trost.

Wenn dich ein Herz voll Sorgen

Um deine Ruh' gebracht,

Wenn dir das dunkle Morgen

Ein dunkles Heute macht;

Dann tritt aus deiner Schwelle

In die Natur hinaus,

Wenn Abendsonnenhelle

Verklärt das Himmelshaus.

Und darfst du dir dann sagen:

Dein Herz ist ohne Schuld,

So wird es in dir tagen

Von himmlischer Geduld.

Ein Stücklein Sorge trage

An jedem Tage gern,

Und was zu viel wird, sage

Getrost dem Gott dem Herrn. — Fr. Eggers.

Ueber Gletscher.

Wenn der Schwarzwälder Bote im Winter auch durch ungeheure Massen Schnee den Weg sich bahnen muß, im Sommer sieht er selbst auf den höchsten Höhen keinen mehr. Anders ist es in den Hochalpen. Der Schnee, welcher auf den Hochalpen während neun Monaten fällt, häuft sich in den Thälern an; jeder Windzug führt von den Höhen den Schnee in die Thäler und so lagern sich in ihnen Massen auf Massen in einer unglaublichen Menge und Mächtigkeit, wobei durch das Gewicht der obern Massen die untern stark zusammengedrückt werden. Der Sommer vermag nicht sie schwinden zu machen; von Sonne, Regen, Thauwind schmilzt nur die Oberfläche. Zwar dringt das Wasser durch den Schnee hindurch und in große Tiefe hinab, der Schnee setzt sich, aber in drei Monaten ist der Winter wieder da, eine neun Monate lange, oft große Kälte, verwandelt den durchgezogenen Schnee in Eis und bringt neue Massen Schnee. So mehrt sich das von Jahr zu Jahr, und es würden sich in Kurzem die Thäler ausfüllen und mit den Bergen zu einer Masse zusammenwachsen, wenn nicht von unten her, durch die Erdwärme für das Hinwegthauen gesorgt wäre. Unten ist die Masse also immer weich und beweglich kommt es vor, daß sie auf weichem, schlüpferigem Boden auch öfters rutscht, tiefer rückt, der Gletscher wandelt. Dieses Wandeln der Gletscher ist von merkwürdigen Erscheinungen begleitet. Gewöhnlich herrscht in den hohen, jedes Lebens beraubten Regionen eine feierlich stimmende Ruhe und Stille; kein Vogel singt, keine Grille zirpt, selbst die Gemse und der Steinbock, welche die Einsamkeit so lieben, sind hier nicht zu finden, weil nirgends sich ihnen Nahrung bietet. Da hört der Wanderer plötzlich ein erschütterndes, donnerähnliches Getöse, der Boden unter ihm bebzt, ja er öffnet sich vor ihm — das Krachen entstand durch einen Spalt, der sich in dem Augenblick zeigt, der ein Klaster breit und hundert und mehr Fuß tief hinunter gähnt und ihn zu verschlingen droht. Darum ist man beim Besteigen der Gletscher auch immer mit langen Stangen versehen, welche auf den Ständern der Spalte liegen bleiben, wenn ein unvorsichtiger Schritt

den Reisenden etwa hineinstürzen sollte, oder die vorn und hinten gehenden Führer sind mit ihm und unter einander durch einen starken Strick verbunden. Diesen Spalten ist schon Mancher zum Opfer geworden. Eins der schrecklichsten Ereignisse der Art trug sich auf einem Gletscher in Norwegen zu. Ein Lappenstamm von 446 Personen jeden Alters mit mehr als 3000 Renntieren, kam von Schweden herüber nach Norwegen, um in den Fjorden Nahrung für seine Heerden zu suchen. Die Schlitten, alle hinter einander in einer Reihe, eilten das Gebirge hinab auf den Gletscher zu, dessen Gefahren den Führern ganz unbekannt waren. Die klugen Renntiere, welche einzeln sehr vorsichtig weitergehen, überlassen doch, heerdenweise wandernd, die Sorge um ihre Sicherheit gänzlich demjenigen, der an der Spitze geht; ebenso machen es die Menschen, die mehrtheils in ihren Schlitten schlafend liegen. So eilten denn diese Unglücklichen ihrem Führer nach, welcher höchst wahrscheinlich eingeschlafen war, in einen schrägen Spalt hinab. Nur die drei letzten Schlitten wurden dadurch gerettet, daß der auf dem vordersten derselben sitzende Lappe seinen Vorgänger plötzlich verschwinden sah und das Getrappel und Geklingel der Renntiere auch nicht mehr hörte. Er lenkte um, stieg aus, ging einige Schritte vorwärts und bemerkte eine besondere Abdachung vor sich, welche anfänglich weiß, wie der übrige Plan, dann dunkler und dunkler wurde, und in völligem Schwarz endete. Die Unglücklichen befanden sich schon einige hundert Schritte in dem Abgrunde, ehe sie ahnen konnten, was ihnen begegnet. Mit Blitzesschnelle sind sie auf der spiegelblanken Fläche hinabgefahren, bis die Spitzen und Zaden, auf die sie stiegen, sie zermalmt.

O du lieber Augustin,

wer kennt nicht diese unverwelfliche Melodie mit ihrem unverwelflichen Texte? Wer hätte sich noch nie dabei betroffen, daß er selbst einmal, fast ohne es zu wissen, jene bekannten Töne vor sich her pfliff? Die Welt ist undankbar; den Humor von Lied und Text hat sie seit nun 200 Jahren fröhlich genossen, aber nach Dichter und Componisten hat sie nicht gefragt. Auch wir würden davon so wenig etwas wissen, wie irgend einer unserer Leser, wenn nicht *Die Venetianer* in seinem hübschen Buche von den „unehrlichen Leuten“ uns die Historie erzählt hätte. Dichter und Componist jener Arie ist nämlich eine und dieselbe Person und zwar keine andere, als der lustige Musikmeister Augustin, der vor 200 Jahren in Wien die Geige strich und die tanzlustigen Füße der Wiener und Wienerinnen derzeit gerade so flink in Bewegung setzte, wie neuerdings ein Strauß oder Lanner. Ein echter Spielmann war es, mit unverwüßlicher Heiterkeit und mit einer Kehle, die das Trinken nicht minder gut verstand, wie das Singen, und die Sorge um die Pest, welche damals die Kaiserstadt in Schrecken setzte, allabendlich bei leichtsinnigem Gläserklang ersäufte. So hatte Herr Augustin wieder einen Abend mit guten oder schlimmen Freunden verjubelt, und als die Mitternacht kam und der Wirth ans Nachhausegehen mahnte, da sollte er die Beche bezahlen, und — sein Beutel war so gut wie leer. Er langte den letzten Heller hervor, und auf des Wirthes Murren und Schnauben blieb ihm nichts übrig, als seinen Rock demselben zum Pfande zu lassen. Es ist ja Nacht! dachte der Musikant, und zu Hause hatte er noch einen. So machte er sich mit schwankenden Schritten auf den Weg, mit dem Stock fühlend und tastend und die Geige, seine treue Begleiterin, fest unter den Arm drückend. Aber die Nacht war rabenschwarz, ein kalter Wind ging, und es regnete wie auf den Hund. Was Wunder, daß unser Orpheus des Weges fehlte, und daß, ehe noch eine Viertelstunde verging, der Stock verloren und der Hut ihm vom Kopfe geblasen war. Was kümmerte ihn das aber in seiner rosigten Laune? Hatte er doch seine Geige noch, und mit dem Bogen fuhr er durch die Finsterniß, als schlug er Takt zu der Windesmusik, die durch die Gassen segte. Aber das Schlimmste sollte noch kommen. In der Dunkelheit war der arme Augustin, der wie ein Odysseus sein Ithaka suchte, auf Abwege gerathen und der Riesengrube nahe gekommen, in der Wiens Gassen schmutz dormalen seine Ruhestätte zu finden pflegte. Arglos nähert sich der joviale Sänger in emsigem Zickzackschritte diesem schauerhaften Abgrunde, kein erleuchtender Strahl fällt durchs düstere Gewölke auf seinen Irppfad, er taumelt heiteren Sinnes über den Rand und — stürzt in die Tiefe! Ein Herz von Stein müßte man haben, wenn man den armen Musikanten, ob er gleich dem Weine mehr er-

geben war, als von einem rechtschaffenen Manne verantwortet werden kann, ob seines Mißgeschickes nicht aufrichtig bemitleidete. Aber Herr Augustin hatte in seiner Noth weder Zeit noch Lust, den Kopf hängen zu lassen. Nachdem er die tröstliche Entdeckung gemacht, daß der Wiener GassenSchmuz weich und daß die Zahl seiner Gebeine noch richtig und keines zerbrochen sei, suchte er einen Ausweg, aber vergebens. Der Abhang war allzu steil, und jeder Schritt, den er mühselig zu machen suchte, brachte ihn immer tiefer in die unsaubere, Trostlosigkeit; keine Menschenseele war in der Nähe, und so blieb ihm nichts übrig, als Geduld, das edle Kraut, von dem sonst die Musikanten nicht eben viel wissen wollen. Aber eine Beruhigung hatte er doch: seine Geige war gerettet, und wenn Herr Augustin nur seine Geige hatte, so meinte er alles zu haben. Da überkam ihn seine Künstlerlaune; bis an den Leib im Sumpfe stehend, stimmte er die Saiten, als sollte er im hellen Ballsaal zum Tanze aufspielen. Er setzte den Bogen an, er prälubirte und auf einmal sang er und spielte dazu, sein eigenes Mißgeschick lustig parodirend:

D du lieber Augustin, Augustin Augustin,

D du lieber Augustin, alles ist weg.

Stoc ist weg, Rod ist weg,

Augustin liegt im Dred.

D du lieber Augustin, alles ist weg!

Und sein Spiel, sein Sang führte zur Rettung. Der Tag wollte fast anbreehen, und einige früh Vorübergehende hörten die wunderliche Melodie, die aus dem Orkus emporstieg. Sie blieben lachend stehen, kamen näher und entdeckten endlich den wohlbekannten Bruder Augustin, der nun sammt Geige und Bogen mit Stricken und Stangen zu Tage gefördert wurde. Hoffentlich hat der leichtsinnige Spielmann aus diesem Erlebnis sich eine Nutzenwendung gemacht und sie bis an sein Lebensende nicht wieder vergessen. Wer aber jenes Lied pfeift, der gedenke des Wiener Componisten und hüte sich vor dem Glase und vor dem Sumpfe!

Ein Brief von Beaumarchais.

Als „die Hochzeit des Figaro“ — nicht die Mozart'sche Oper, sondern das französische Lustspiel, wonach der Operntext verfaßt ist — auf der Pariser Bühne erschienen war und ungeheures Aufsehen erregte, schrieb ein Herzog an den Dichter, er möge ihm doch statt einer großen Loge, die er (der Herzog) zur nächsten Vorstellung gemiethet, eine kleinere verschaffen, da einige Damen das Stück gern kennen lernen, aber sich nicht öffentlich sehen lassen wollten. Beaumarchais antwortete dem Petenten: „Ich habe keine Achtung vor Frauen, mein Herr Herzog, die einer Komödie, welche sie für unanständig halten, beizohnen, wenn es nur insgeheim geschehen kann. Solchen Launen füge ich mich nicht. Ich habe mein Stück dem Publikum gegeben, um es zu unterhalten und zu belehren, nicht aber, damit unverschämten Weibern das Vergnügen wird, in einer kleinen Loge vorthellhaft davon zu denken, in Gesellschaften dagegen nachtheilig darüber zu schwätzen. Das Vergnügen des Lasters und die Ehre der Tugend — das ist die Koketterie unsres Zeitalters. Mein Stück ist gar nicht zweideutig; man muß es öffentlich sehen oder es meiden. Ich grüße Sie und behalte meine Loge.“

Charitätenkästlein.

++ An einem der kältesten Tage dieses Winters war in N. ein Begräbniß. Während der Rede auf dem Kirchhof weinte einer der singenden Schulknaben bitterlich. Der Lehrer sagte: was weinst du; die Leiche geht dich ja nichts an. Ah, das weiß ich wohl, aber mich friert's so.

++ Ein schlechter Schauspieler zerfiel mit einem jüdischen Schöngest um eines Urtheils willen, und diese Zänkerey endigte mit der Drohung des Letzteren, daß er ihm etwas anthun werde, was er noch nie erlebt habe. Der Schauspieler sprang auf und rief: „Was können Sie mir anthun?“ Der Wizbold verließ die Gesellschaft und lief nach einer Weile den Acteur durch den Aufwärter heraufzurufen. Dieser kam. „Sehen Sie,“ sagte Jener, „ich ließ Sie heraufzurufen, das haben Sie noch nie erlebt.“

++ Der in den Kämpfen des Czarenreichs gegen Napoleon I. weltbekannt gewordene russische Feldmarschall Suwarow gerieth einmal in solche Erbitterung gegen einen seiner Soldaten, daß er

mit blankem Degen auf ihn losfuhr. Sein Adjutant trat mit Geistesgegenwart dazwischen und erklärte: „Seine Excellenz der Feldmarschall Suwarow hat gestern den Armeebefehl erlassen, daß Jedermann sich in seinem Zorn mäßigen solle.“ — „So?“ fragte der General, „hat er das? Dann muß man freilich gehorchen!“ Und völlig besänftigt steckte er den Degen ein.

++ Man könnte eine Menge Glücklich mit dem Glücke machen, welches in der Welt verloren geht.

++ Nichts gereicht einer geistvollen Frau mehr zur Unehre, als die Liebshaft, die sie mit einem Dummkopfe hat.

++ Nach Alexander Dumas ist die Liebe eine Lotterie, in welcher nur Derjenige gewinnt, welcher ... verliert!

An die Räthselkameraden Fbr. und W. D.

Drei Sylben hat das Wort, nicht mehr:

Glaubt's sicherlich; ich lüge nicht wie C. R.

Die Erste war ein Rath, gar sehr geheim!

Poet! Historiker! O bleib daheim!!

Die Erste und die Dritt', der Siz der Kunst,

Geh' hin, erwirb dir eine Sunst.

Die Zweit' und Dritte lernet sich gar leicht,

Wenn Freud' und Lust der Noth, dem Kummer weicht,

In Zwei da wohnt sich's sicher wohl und gut.

Hast's schon errathen? Verliere nicht den Muth! —

Nun noch das Ganze: Lügen kann es wie ein Meister,

Viel mehr als Chrysoth, Vater Küchenmeister.

Ergötzlich ist's mit anzusehen,

Wie sie ihm „neue Nasen drehen.“

Nun denn? Ihr Kameraden!

Auch der Norden hatte errathen

Den Mann mit deutschem Mittel;

Hab' Dank für diesen Titel.

Rühn ist das Mühen, herrlich der Lohn!

Doch welchen Lohn trag' ich davon?

„Ich sei, gewährt mir die Bitte,

In Eurem Bunde der Dritte.“ L.. psch.

Einsylbiges Palindrom.

Es machet mich der Mann,

Damit er ruhen kann,

Was umgekehrt gelesen,

Er selber einst gewesen. Sch.....

Logogryph.

Nimm den Kopf von einem Nimen,

Von einem Bacchus dessen Hals,

Ein gut' Organ für hohe Stimmen,

Und Wize von dem scharfsten Salz.

Sodann nimm von muntern Schwänten

Ohne Scheu' den Ersten, Besten,

Und das Mittel zu den Ränken,

Einer Reden, voller Besten.

Der Terpsichore nimm den Fuß,

Der Venus, was im Busen schlägt;

Annere auch durch einen Ruß,

Was die Borussia vornen trägt.

Endlich schneid' das Eingeweide

Aus der Raz', die strotzt von Bazen,

Und von Schellen nimm die Beide,

Die sich gleichen, wie zwei Spazzen.

Misch Alles gut mit Affenhirn,

Sted's sink in einen Harlesin,

Und schnür' ihn fest mit Schneiderzwirn; —

Dann schick's getrost in's Ganze hin. Th. Weber.

Auflösung der Räthsel in der vorigen Nummer:

1) Caroline. Crinoline (1, 3, 6, 7, 4, 5, 6, 7, 8 — nicht 1, 3, 6, 7, 4, 7, 8, wie es in der vorigen Nummer irrig geheißen hat.) Caro. Line. Lein.

2) Löwenzahn. 3) Horb. Horeb.

Redigirt, gedruckt und verlegt von Wilh. Brandecker.